

LEO  
TOLSTOI



ANNA KARENINA

Aus dem Russischen von  
Hermann Asemissen

**NIKOL**  
VERLAG

## ERSTER TEIL

Die Rache ist mein;  
ich will vergelten.

### 1

Alle glücklichen Familien gleichen einander, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Art.

Im Hause der Oblonskis war alles aus dem Geleise geraten. Die Frau des Hauses hatte erfahren, daß ihr Mann mit der Französin, die früher bei ihnen als Gouvernante angestellt war, ein Verhältnis unterhielt, und hatte ihm erklärt, sie könne mit ihm nicht weiter unter demselben Dache leben. Dieser Zustand dauerte nun schon den dritten Tag an und bedrückte sowohl die Eheleute selbst als auch alle Familienmitglieder und das ganze Personal. Sämtliche Mitglieder der Familie und das Hausgesinde hatten das Empfinden, daß ihre Hausgemeinschaft sinnlos geworden sei und daß zwischen Leuten, die zufällig in einem Gasthof zusammentreffen, eine engere Verbindung bestehe als zwischen ihnen, den Mitgliedern der Familie Oblonski und ihrem Hausgesinde. Die Frau des Hauses verließ ihre Zimmer nicht, der Hausherr war seit zwei Tagen nicht zu Hause gewesen. Die Kinder irrten in der ganzen Wohnung wie verloren umher; die englische Erzieherin hatte sich mit der Wirtschaftlerin überworfen und an eine Freundin geschrieben, sie möchte sich nach einer anderen Stelle für sie umsehen; der Koch war bereits am Vortage während des Mittagessens seiner Wege gegangen, das Küchenmädchen und der Kutscher hatten ihren Dienst aufgesagt.

Am dritten Tage nach dem Zerwürfnis wachte Fürst Stepan Arkadjitsch Oblonski – Stiwa, wie er in der Gesellschaft genannt wurde – zur üblichen Stunde, das heißt um acht Uhr morgens, auf, allerdings nicht im ehelichen Schlafzimmer, sondern auf dem Lederdiwan in seinem Arbeitszimmer. Er drehte

sich auf dem Diwan, der unter seinem korpulenten, gepflegten Körper federte, auf die andere Seite, schob die Hand unter das Kissen, vergrub das Gesicht darin und war dabei, nochmals fest einzuschlafen; plötzlich jedoch schnellte er in die Höhe, setzte sich aufrecht hin und öffnete die Augen.

Ja, ja, wie war das doch gleich? Er versuchte, sich das eben Geträumte ins Gedächtnis zu rufen. Wie war es denn? Ja! Alabin gab ein Diner in Darmstadt; nein, nicht in Darmstadt, irgendwo in Amerika. Ja, aber jenes Darmstadt, das lag in Amerika. Ja, Alabin gab ein Diner auf Tischen aus Glas, ja, und die Tische sangen: »Il mio tesoro«, oder nein, nicht »Il mio tesoro«, sondern etwas Schöneres ... und dann diese kleinen Karaffen, die zugleich auch Frauen waren ...

Die Augen Stepan Arkadjitschs leuchteten freudig auf, und er lächelte versonnen. Ja, das war sehr schön, sehr schön. Noch vielerlei vortreffliche Dinge gab es dort, doch beim Erwachen kann man das nicht in Worten ausdrücken, und sogar die Gedanken lassen sich nicht aussprechen. Als er nun den Lichtstreifen bemerkte, der am Rande des Tuchvorhangs durch eines der Fenster ins Zimmer drang, setzte er die Füße mit einem übermütigen Schwung auf den Fußboden, angelte mit ihnen nach den goldschimmernden Saffianpantoffeln, die seine Frau bestickt und ihm im vorigen Jahr zum Geburtstag geschenkt hatte, und streckte, ohne aufzustehen, den Arm aus alter, neunjähriger Gewohnheit in die Richtung, in der im Schlafzimmer sein Schlafrock hing. Und jetzt besann er sich plötzlich darauf, daß und warum er nicht im gemeinsamen Schlafzimmer, sondern in seinem Arbeitszimmer geschlafen hatte, das Lächeln verschwand von seinem Gesicht, und er zog die Stirn kraus.

»Ach, ach, ach! O weh!« jammerte er, als ihm alles einfiel, was geschehen war. In seinem Gedächtnis wurden jetzt wieder alle Einzelheiten des Zerwürfnisses mit seiner Frau lebendig, die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Lage und – was am quälendsten war – sein eigenes Schuldbewußtsein.

Nein, sie wird nicht verzeihen und kann nicht verzeihen. Und das schrecklichste ist, daß ich an allem schuld bin – schuld bin, und doch eigentlich schuldlos. Darin liegt eben die ganze Tragik, sagte er sich in Gedanken.

»Ach, ach, ach!« murmelte er verzweifelt vor sich hin, als er sich der für ihn peinvollsten Momente der Auseinandersetzung mit seiner Frau erinnerte.

Am unangenehmsten war jener erste Augenblick gewesen, als er bei seiner Rückkehr aus dem Theater in angeregter, zufriedener Stimmung und mit einer riesigen, seiner Frau zuge-dachten Birne in der Hand in den Salon getreten war und Dolly dort nicht angetroffen hatte; zu seinem Erstaunen hatte er sie auch nicht in seinem Arbeitszimmer gefunden; schließlich hatte er sie im Schlafzimmer mit dem unglückseligen, alles ver-ratenden Briefchen in der Hand entdeckt.

Dolly, diese rührige, ewig sorgende und, wie er meinte, ein wenig beschränkte Frau, hatte regungslos mit dem Briefchen in der Hand in einem Sessel gesessen und ihn mit einem Blick empfangen, in dem sich Entsetzen, Verzweiflung und Zorn ausdrückten.

»Was ist das? Was?« hatte sie gefragt und auf das Briefchen gedeutet.

Und als Stepan Arkadjitsch daran zurückdachte, ärgerte er sich, wie es häufig geschieht, nicht sosehr über das Vorkomm-nis selbst als vielmehr über die Art, wie er auf die Worte seiner Frau reagiert hatte.

Ihm war es in jenem Augenblick so ergangen, wie es den mei-sten Menschen ergeht, wenn sie unvorbereitet einer für sie sehr beschämenden Handlungsweise überführt werden. Er hatte es nicht verstanden, seine Haltung der Situation anzupassen, in der er seiner Frau nach Aufdeckung seiner Schuld gegenüberstand. Anstatt den Beleidigten zu spielen, zu leugnen, sich zu recht-fertigen, um Vergebung zu bitten oder auch einfach Gleich-mut zu bewahren – alles wäre besser gewesen als sein Verhal-ten! –, hatte er sein Gesicht ganz mechanisch (auf Grund von

Gehirnreflexen, meinte Stepan Arkadjitsch, der die Physiologie schätzte) zu seinem üblichen, gutmütigen und in dieser Lage albern wirkenden Lächeln verzogen.

Dieses alberne Lächeln konnte er sich nicht verzeihen. Angesichts seines Lächelns war Dolly wie unter einem physischen Schmerz zusammengezuckt, hatte ihrer Empörung mit der ihr eigenen Heftigkeit durch eine Flut harter Worte Luft gemacht und war aus dem Zimmer gelaufen. Seitdem weigerte sie sich, mit ihm zusammenzukommen.

»Schuld an allem ist dieses dumme Lächeln«, murmelte Stepan Arkadjitsch vor sich hin. »Aber was soll man machen? Was macht man bloß?« fragte er sich verzweifelt und fand keine Antwort.

## 2

Stepan Arkadjitsch war sich selbst gegenüber ein ehrlicher Mensch. Er konnte sich keiner Selbsttäuschung hingeben und sich nicht einreden, daß er seine Handlungsweise bereue. Es war ihm einfach nicht möglich, Reue darüber zu empfinden, daß er, ein jetzt vierunddreißigjähriger, gutaussehender und leicht entflammbarer Mann, nicht mehr in seine Frau, die Mutter von fünf Kindern (zwei weitere Kinder waren gestorben) und nur ein Jahr jünger war als er, verliebt war. Er bereute lediglich, daß er es nicht besser verstanden hatte, seine Frau zu täuschen. Aber er war sich der ganzen Schwere seiner Lage bewußt und bedauerte seine Frau, die Kinder und sich selbst. Vielleicht wäre es ihm auch gelungen, sein Vergehen vor seiner Frau besser zu verbergen, wenn er gehnt hätte, daß diese Nachricht eine solche Wirkung auf sie ausüben würde. Er hatte über diese Frage nie genauer nachgedacht, aber undeutlich hatte er sich vorgestellt, daß seine Frau längst erraten habe, daß er ihr untreu sei, und daß sie ein Auge zudrücke. Er meinte sogar, daß sie, eine abgekehrte, gealterte und nicht mehr hübsche Frau, die sich durch nichts Besonderes auszeichnete und nichts weiter als

eine gute Hausmutter war, schon aus Gerechtigkeitssinn nachsichtig gegen ihn sein müsse. Und nun hatte sich genau das Gegenteil herausgestellt.

»Ach, wie furchtbar! Oh, oh, oh, wie furchtbar!« sagte Stepan Arkadjitsch immer wieder vor sich hin und wußte sich keinen Rat. Und wie schön war doch das Leben bis jetzt, wie gut ist alles gegangen! Sie war zufrieden, war glücklich durch die Kinder, ich habe ihr nichts in den Weg gelegt, überließ es ihr, sich nach Belieben mit den Kindern abzugeben und im Haushalt zu schalten und walten, wie sie wollte. Gewiß, es ist nicht schön, daß sie als Gouvernante bei uns angestellt gewesen ist. Das ist nicht schön! Es hat immer einen trivialen, ordinären Beigeschmack, wenn man mit einer Gouvernante des eigenen Hauses flirtet. Aber was für eine Gouvernante! (Er stellte sich lebhaft die schalkhaften schwarzen Augen und das Lächeln von Mademoiselle Rolland vor.) Doch solange sie bei uns im Hause war, habe ich mir ja nichts erlaubt. Das schlimmste ist, daß sie auch schon ... Als ob alles verhext wäre! Oh, oh, oh! Was macht man bloß, was macht man bloß?

Er fand keine Antwort außer jener gewöhnlichen, die das Leben auf alle komplizierten und unlösbaren Fragen gibt. Diese Antwort lautet: Man muß in den Tag hinein leben, das heißt sich vergessen. In einem Traum Vergessen zu suchen, das war nicht mehr möglich, zum mindesten nicht vor der Nacht, und die Musik, die von jenen Karaffen ausgegangen war, die sich dann in Frauen verwandelt hatten, ließ sich nicht mehr zum Klingen bringen; es blieb also nichts anderes übrig, als ein Vergessen in dem zu suchen, was der Tag mit sich brachte.

Dann werden wir weitersehen, sagte sich Stepan Arkadjitsch, während er seinen grauen, mit blauer Seide gefütterten Schlafrock anzog und den an den Enden mit Troddeln versehenen Gürtel zu einer Schleife zusammenband; dann sog er die Luft mit Behagen in seinen breiten Brustkorb, ging mit seinen nach außen gekehrten Füßen, die seinen fülligen Körper so elastisch trugen, forschend Schrittes ans Fenster, zog den Vorhang zurück

und setzte energisch die Klingel in Bewegung. Auf das Klingelzeichen trat sofort sein alter Freund, der Kammerdiener Matwej, ein und brachte die Kleider, die Schuhe und ein Telegramm. Hinter Matwej erschien auch der Friseur mit allem Zubehör zum Rasieren.

»Sind Akten aus dem Amt gebracht worden?« fragte Stepan Arkadjitsch, als er Matwej das Telegramm abnahm und sich vor den Spiegel setzte.

»Sie liegen auf dem Frühstückstisch«, antwortete Matwej, wobei er fragend und besorgt auf seinen Herrn blickte und dann nach einer kurzen Pause mit einem listigen Lächeln hinzufügte: »Vom Fuhrunternehmer ist jemand hiergewesen.«

Stepan Arkadjitsch antwortete nichts und sah Matwej nur im Spiegel an. An dem Blick, den sie im Spiegel miteinander tauschten, war zu erkennen, wie gut sie einander verstanden. In dem Blick Stepan Arkadjitschs drückte sich die Frage aus: Warum sagst du das? Weißt du denn nicht Bescheid?

Matwej steckte die Hände in die Taschen seines Jacketts, trat einen halben Schritt zurück und blickte schweigend mit einem gutmütigen, kaum merkbaren Lächeln auf seinen Herrn.

»Ich habe ihm gesagt, er soll nächsten Sonntag kommen und bis dahin weder Sie noch sich selbst unnötig bemühen«, beantwortete er die stumme Frage Stepan Arkadjitschs mit einem Satz, für den er sich die Worte offenbar vorher zurechtgelegt hatte.

Stepan Arkadjitsch merkte, daß Matwej zum Scherzen aufgelegt war und die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte. Nachdem er das Telegramm aufgerissen und den wie immer verstümmelten Text entziffert hatte, verklärte sich sein Gesicht.

»Matwej, meine Schwester Anna Arkadjewna trifft morgen ein«, sagte er, wobei er für einen Augenblick die glänzende rundliche kleine Hand des Friseurs festhielt, die zwischen den beiden Hälften des langen gewellten Backenbarts eine blaßrosa Bahn zog.

»Gott sei Dank«, antwortete Matwej und gab damit zu ver-

stehen, daß er sich ebenso wie sein Herr der Bedeutung dieses Besuches bewußt war und zu der Ansicht neigte, die Schwester Stepan Arkadjitschs, die dieser über alles liebte, könne eine Versöhnung zwischen Mann und Frau herbeiführen.

»Allein oder mit dem Herrn Gemahl?« fragte Matwej.

Stepan Arkadjitsch, der nicht antworten konnte, weil der Friseur gerade an seiner Oberlippe beschäftigt war, hob einen Finger in die Höhe. Matwej nickte dem Spiegelbild zu.

»Allein. Sollen oben die Zimmer hergerichtet werden?«

»Melde es Darja Alexandrowna. Je nachdem, was sie bestimmt.«

»Darja Alexandrowna?« wiederholte Matwej, gleichsam zweifelnd.

»Ja, melde es ihr. Hier, nimm auch das Telegramm mit und sage mir dann Bescheid, was sie gesagt hat.«

Er streckt die Fühler aus! dachte Matwej, aber laut sagte er nur:

»Zu Befehl!«

Stepan Arkadjitsch, fertig rasiert und frisiert, war schon im Begriff, sich anzuziehen, als Matwej, bedächtig mit seinen knarrenden Stiefeln einerschreitend, mit dem Telegramm in der Hand ins Zimmer zurückkehrte. Der Friseur hatte sich inzwischen entfernt.

»Von Darja Alexandrowna soll ich melden, daß sie verreist. Man soll, das heißt, Sie sollen alles machen, wie es Ihnen beliebt«, sagte er mit einem nur in den Augen erkennbaren Lächeln, steckte die Hände in die Taschen, legte den Kopf auf die Seite und sah seinen Herrn erwartungsvoll an.

Stepan Arkadjitsch schwieg eine Weile. Dann erschien auf seinem hübschen Gesicht ein gutmütiges, aber etwas klägliches Lächeln.

»Na, Matwej?« sagte er und wiegte den Kopf.

»Macht nichts, Herr, es wird schon werden«, antwortete Matwej. »Wird werden?«

»Jawohl.«

»Meinst du? – Wer ist denn dort?« fragte Stepan Arkadjitsch, als hinter der Tür das Rascheln eines Frauenkleides laut wurde.

»Ich bin's«, antwortete eine feste, angenehme Frauenstimme, und im Türspalt erschien das strenge pockennarbige Gesicht der Kinderfrau Matrjona Filimonowna.

»Was gibt's, Matrjoscha?« fragte Stepan Arkadjitsch und trat zu ihr an die Tür.

Obwohl Stepan Arkadjitsch seiner Frau gegenüber zutiefst im Unrecht war und dies selbst einsah, nahmen fast alle im Hause für ihn Partei, selbst die alte Kinderfrau, die ganz besonders an Darja Alexandrowna hing.

»Was gibt's?« fragte er bedrückt.

»Gehen Sie zu ihr, Herr, bitten Sie noch einmal um Verzeihung. Vielleicht steht Ihnen Gott bei. Sie quält sich so, es ist nicht mit anzusehen, und im Hause geht auch alles drunter und drüber. Die Kinder, Herr, die Kinder sind zu bedauern. Leisten Sie Abbitte, Herr. Was hilft's? Hast du dir die Suppe eingebrockt, dann ...«

»Sie wird mich ja gar nicht zu sich lassen ...«

»Versuchen Sie's. Gott ist gnädig, beten Sie zu Gott, Herr, beten Sie zu Gott!«

»Nun gut, gehe jetzt«, sagte Stepan Arkadjitsch und wurde plötzlich rot. »So, nun reich mir die Kleider«, wandte er sich dann an Matwej und warf mit einer energischen Bewegung den Schlafrock ab.

Matwej pustete etwas Unsichtbares vom Hemd, das er schon wie ein Kummert bereithielt, und streifte es mit sichtlichem Vergnügen über den gepflegten Körper seines Herrn.

Nach beendeter Toilette besprühte sich Stepan Arkadjitsch mit Parfüm, zog an den Hemdsärmeln die Manschetten zurecht und verteilte mit gewohnten Handgriffen die Zigaretten, die Briefta-

sche, die Zündholzschachtel und die Uhr mit mehreren Anhängern, die an einer Doppelkette befestigt war, auf die verschiedenen Taschen; dann schwenkte er sein Taschentuch und begab sich mit dem Gefühl, sauber, duftend, gesund und ungeachtet allen Mißgeschicks im Vollbesitz seiner physischen Kraft zu sein, mit leicht wippenden Schritten ins Speisezimmer, wo bereits der Kaffee auf ihn wartete und neben dem Gedeck die eingegangenen Briefe und die aus dem Amt gebrachten Akten lagen.

Er las die Briefe. Einer darunter berührte ihn sehr unangenehm: er war von dem Kaufmann, mit dem er wegen des Verkaufs eines Waldstückes in Unterhandlung stand, das zum Gut seiner Frau gehörte. Dieser Wald mußte unbedingt verkauft werden; jetzt jedoch, bevor er sich nicht mit seiner Frau ausgesöhnt hatte, war gar nicht daran zu denken. Am unangenehmsten dabei war, daß sich auf diese Weise eine Geldfrage in die bevorstehende Versöhnung mit seiner Frau einschlich. Der Gedanke, daß er sich von einer Geldfrage leiten lassen und eine Versöhnung mit seiner Frau betreiben könnte, um den Wald zu verkaufen – allein dieser Gedanke schon beleidigte ihn.

Nachdem Stepan Arkadjitsch alle Briefe gelesen hatte, zog er die vom Amt gekommenen Schriftstücke zu sich heran; er blätterte schnell zwei Aktenstücke durch, machte mit einem dicken Bleistift einige Randnotizen, schob die Akten wieder beiseite und wandte sich dem Frühstück zu. Beim Kaffeetrinken entfaltete er die noch feuchte Morgenzeitung und begann zu lesen.

Stepan Arkadjitsch hielt eine liberale Zeitung – keine extreme, sondern ein Blatt jener Richtung, der die Mehrzahl seiner Bekannten huldigte. Und obwohl er sich im Grunde genommen weder für wissenschaftliche Belange noch für Kunst und Politik interessierte, vertrat er in allen diesen Fragen mit Entschiedenheit die gleichen Ansichten, die von dieser Mehrzahl und von seiner Zeitung vertreten wurden; er änderte sie nur, wenn die Mehrzahl sie änderte, oder, richtiger gesagt, nicht er änderte sie, sondern sie änderten sich von selbst in ihm, ohne daß er es merkte.

Stepan Arkadjitsch wählte nicht eine Richtung und Ansichten, sondern die Richtungen und Ansichten kamen zu ihm, genauso, wie er auch nicht die Fassung seiner Hüte und den Schnitt seiner Anzüge wählte, sondern sie so trug, wie sie gerade Mode waren. Ansichten zu haben aber war für ihn, der in einem bestimmten Kreise lebte und das Bedürfnis nach einer gewissen geistigen Beschäftigung empfand, wie es sich gewöhnlich in reiferen Jahren einstellt, ebenso eine Notwendigkeit wie der Besitz eines Hutes. Und wenn es auch einen Grund dafür gab, daß er die liberale Richtung der konservativen vorzog, der ebenfalls viele seiner Bekannten anhingen, so lag dieser Grund nicht darin, daß er die liberale Richtung für vernünftiger gehalten hätte, sondern in dem Umstand, daß sie besser zu seinem ganzen Lebensstil paßte. Die liberale Partei erklärte, daß in Rußland alles schlecht sei – und in der Tat, Stepan Arkadjitsch hatte viele Schulden und entschied zuwenig Geld. Die liberale Partei erklärte, daß die Ehe eine überholte Einrichtung sei, die einer Umgestaltung bedürfe – und in der Tat, das Familienleben bereitete Stepan Arkadjitsch wenig Vergnügen und zwang ihn, zu lügen und sich zu verstellen, was seiner Natur höchst zuwider war. Die liberale Partei erklärte oder vielmehr sie war der Auffassung, daß die Religion lediglich ein Mittel zur Zügelung des unzivilisierten Teils der Bevölkerung sei – und in der Tat, Stepan Arkadjitsch vermochte selbst einem kurzen Gottesdienst nicht bis zum Ende beizuwohnen, ohne daß seine Füße geschmerzt hätten, und er konnte nicht begreifen, wozu in so schrecklichen und hochtönenden Worten vom Jenseits geredet wurde, da es sich doch auch in dieser Welt ganz gut leben ließ. Außerdem bereitete es Stepan Arkadjitsch, der einen guten Scherz liebte, Vergnügen, gelegentlich irgendein harmloses Gemüt durch die Bemerkung zu verblüffen, daß es, wenn man sich schon etwas auf seine Ahnen einbilde, nicht richtig sei, bei Rjurik haltzumachen und den Urvater – den Affen – zu verleugnen. Die liberale Richtung war Stepan Arkadjitsch somit zur Gewohnheit geworden, und er schätzte seine Zeitung

ebenso, wie er nach dem Mittagessen eine Zigarre schätzte, die in seinem Kopf eine leichte Benebelung hervorrief. Er las den Leitartikel, in dem davon die Rede war, daß es gänzlich unberechtigt sei, darüber zu wehklagen, daß der Radikalismus angeblich alle konservativen Elemente zu vernichten drohe und daß die Regierung unbedingt Maßnahmen zur Unterdrückung der revolutionären Hydra ergreifen müsse, denn, so hieß es weiter, »die Gefahr liegt unseres Erachtens nicht in der vermeintlichen revolutionären Hydra, sondern in dem hartnäckigen Festhalten an Traditionen, die den Fortschritt hemmen«. Ferner las er einen Artikel finanzpolitischen Inhalts, in dem Bentham und Mill erwähnt wurden und der einige Nadelstiche gegen das Ministerium enthielt. Dank seiner schnellen Auffassungsgabe durchschaute er die Bedeutung jeder Stichelei: er wußte, von wem sie ausging, gegen wen sie gerichtet und worauf sie gemünzt war, und das bereitete ihm stets ein gewisses Vergnügen. Heute war dieses Vergnügen allerdings durch die Erinnerung an die Ermahnungen Matrjona Filimonownas und durch die unerquicklichen Verhältnisse im Hause getrübt. Er las auch noch, daß Graf Beust dem Vernehmen nach ins Ausland, nach Wiesbaden, gereist sei, daß es ein Mittel gegen graue Haare gebe, daß jemand einen leichten Kutschwagen verkaufen wolle und daß eine junge Frau eine Stelle suche; aber er empfand diesmal nicht das stille, mit Ironie gemischte Vergnügen, das ihm das Lesen solcher Notizen sonst bereitete.

Als er mit der Zeitungslektüre fertig war, eine große Semmel mit Butter verzehrt und eine zweite Tasse Kaffee zu sich genommen hatte, stand er auf, schüttelte die Brotkrümel von der Weste ab, wölbte seine breite Brust und lächelte zufrieden – nicht etwa, weil ihm etwas besonders Angenehmes eingefallen wäre, sondern dank seiner guten Verdauung.

Doch dieses freudige Lächeln rief ihm auch sofort das Vorgefallene ins Gedächtnis, und er machte ein nachdenkliches Gesicht.

Hinter der Tür wurden zwei Kinderstimmen laut, in denen

Stepan Arkadjitsch die Stimmen seines Söhnchens Grisca und des etwas älteren Töchterchens Tanja erkannte.

»Ich habe dir doch gesagt, daß man die Passagiere nicht aufs Dach setzen kann!« rief das Mädchen auf englisch. »Sammle sie jetzt auf!«

Alles ist in Unordnung geraten, dachte Stepan Arkadjitsch, sogar die Kinder sind sich selbst überlassen. Er ging an die Tür und rief die beiden zu sich. Sie ließen die Schachtel, die einen Eisenbahnwagen darstellen sollte, liegen und kamen zum Vater.

Tanja, Vaters Liebling, kam stürmisch hereingelaufen, umarmte ihn und blieb lachend an seinem Halse hängen, um mit Behagen den ihr wohlbekannten Duft einzuatmen, der von seinem Bart ausging. Nachdem sie endlich sein von der gebückten Stellung gerötetes und vor Zärtlichkeit strahlendes Gesicht geküßt hatte, zog sie die Arme zurück und wollte weglaufen; doch der Vater hielt sie zurück.

»Was macht Mama?« fragte er und strich mit der Hand über den weichen, zarten Nacken des Töchterchens. »Guten Morgen«, fügte er lächelnd, zu dem Knaben gewandt, hinzu, der zur Begrüßung herangetreten war.

Er war sich bewußt, daß er den Knaben weniger liebte, und bemühte sich stets, die Kinder gleichmäßig zu behandeln; aber der Knabe spürte das und beantwortete das kalte Lächeln des Vaters nicht mit einem Lächeln.

»Mama? Sie ist aufgestanden«, antwortete das Mädchen.

Stepan Arkadjitsch seufzte. Dann hat sie wieder die ganze Nacht nicht geschlafen! sagte er sich.

»Nun, ist sie guter Laune?«

Tanja wußte, daß Vater und Mutter sich verzankt hatten und daß die Mutter nicht guter Laune sein konnte; sie meinte auch, daß der Vater das wissen müsse und sich verstellte, wenn er so leichthin danach fragte. Und sie errötete für den Vater. Er merkte das sofort und wurde auch rot.

»Ich weiß nicht«, antwortete Tanja. »Sie hat gesagt, wir brau-

chen heute nicht zu lernen und sollen mit Miss Hull zu Großmama gehen.«

»Nun, dann gehe, mein Liebling. Ach so, warte mal«, sagte er, hielt sie noch einmal zurück und streichelte ihr weiches Händchen.

Er nahm vom Kaminsims eine Schachtel mit Konfekt, die er am Abend zuvor dorthin gestellt hatte, und wählte für sie zwei Stück aus: ein Schokoladen- und ein Sahnepraline, die ihr, wie er wußte, am besten schmeckten.

»Für Grischa?« fragte Tanja und zeigte auf das Schokoladenkonfekt.

»Ja, ja.« Und nachdem er nochmals ihre schmale Schulter gestreichelt und sie auf Hals und Haarwurzeln geküßt hatte, gab er sie frei.

»Der Wagen ist vorgefahren«, meldete Matwej. »Und eine Bittstellerin wartet auch noch«, fügte er hinzu.

»Schon lange?« fragte Stepan Arkadjitsch.

»Ein halbes Stündchen vielleicht.«

»Wie oft schon hat man dir gesagt, daß du immer sofort zu melden hast!«

»Man muß Ihnen doch wenigstens Zeit lassen, Kaffee zu trinken«, antwortete Matwej in jenem freundschaftlich-groben Ton, den man ihm nie übelnehmen konnte.

»Nun, dann bitte sie jetzt aber ganz schnell herein«, sagte Oblonski mit unwillig gerunzelter Stirn.

Die Bittstellerin, Witwe eines Stabshauptmanns Kalinin, hatte ein ganz unmögliches und sinnloses Anliegen. Aber seiner Gewohnheit gemäß nötigte er sie, Platz zu nehmen, hörte sie aufmerksam und ohne sie zu unterbrechen an und erteilte ihr einen ausführlichen Rat, was sie unternehmen und an wen sie sich wenden sollte; er gab ihr sogar für die Persönlichkeit, die ihr nützlich sein konnte, eine durchaus gewandt verfaßte Empfehlung mit, die er in seiner forschen, breiten, schönen und deutlichen Handschrift niederschrieb. Nachdem er die Frau entlassen hatte, nahm er seinen Hut und blieb einen Augenblick

stehen, um nachzudenken, ob er vielleicht etwas vergessen hätte. Nein, er hatte nichts vergessen, bis auf das eine, was er vergessen wollte – den Gang zu seiner Frau.

»Ach ja!« Er ließ den Kopf sinken, und sein hübsches Gesicht nahm einen betäubten Ausdruck an. Soll ich, oder soll ich nicht? fragte er sich selbst. Eine Stimme in seinem Innern sagte ihm, daß es zwecklos sei, zu seiner Frau zu gehen, daß dies nur zu einer Heuchelei führen würde und daß es keine Möglichkeit gebe, ihre Beziehungen zu verbessern und wiederherzustellen, weil es eben unmöglich sei, ihr aufs neue ein anziehendes, verführerisches Aussehen zu geben oder ihn in einen hinfälligen, nicht mehr der Liebe bedürftigen Greis zu verwandeln. Jetzt konnte alles nur auf Heuchelei und Lüge hinauslaufen; Heuchelei und Lüge aber waren seiner Natur zuwider.

»Ja, aber irgendwann muß es ja doch sein; bei dem jetzigen Zustand kann es doch nicht bleiben«, sagte er und versuchte sich Mut zuzusprechen. Er wölbte die Brust, nahm eine Zigarette, zündete sie an, machte zwei tiefe Züge, warf sie in die als Aschenbecher dienende Perlmuttermuschel, durchquerte mit schnellen Schritten den finsternen Salon und öffnete die andere Tür – die Tür zum Zimmer seiner Frau.

#### 4

Darja Alexandrowna, in einer Morgenjacke, ihr einstmals dichtes und schönes, mittlerweile stark gelichtetes Haar im Nacken zu einem Knoten aufgesteckt, stand mit großen, erschrockenen, in dem hageren, eingefallenen Gesicht scharf hervortretenden Augen inmitten aller möglichen im Zimmer herumliegenden Sachen vor einer geöffneten Chiffonniere, aus der sie irgend etwas herausuchte. Als sie die Schritte ihres Mannes hörte, hielt sie inne, blickte nach der Tür und versuchte vergeblich, ihrem Gesicht einen strengen und verächtlichen Ausdruck zu geben. Sie empfand Angst vor ihm, Angst vor der bevorste-

henden Auseinandersetzung. Sie hatte eben erst versucht, das zu tun, wozu sie sich innerhalb dieser drei Tage wohl schon zehnmal angeschickt hatte: die Kindersachen und ihre eigenen Kleider auszusuchen, die sie zu ihrer Mutter bringen wollte – und konnte sich wiederum nicht dazu entschließen. Nach wie vor jedoch hielt sie an der Überzeugung fest, daß es so nicht weitergehen könne, daß sie irgend etwas unternehmen müsse, um ihren Mann zu bestrafen, zu blamieren und ihm wenigstens zu einem geringen Teil das Leid heimzuzahlen, das er ihr zugefügt hatte. Sie redete sich immer noch ein, daß sie ihn verlassen werde, fühlte indessen, daß dies unausführbar sei; unausführbar deshalb, weil sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, ihn fortan nicht mehr als ihren Mann anzusehen und nicht mehr zu lieben. Zudem dachte sie daran, daß es ihr schon hier, im eigenen Hause, schwergefallen war, mit ihren fünf Kindern allen Anforderungen gerecht zu werden, und daß es damit an jedem andern Ort, wenn sie mit der ganzen Kinderschar hinkäme, noch schlechter bestellt sein würde. Auch so schon war das jüngste in diesen drei Tagen erkrankt, weil man ihm sauer gewordene Bouillon zu trinken gegeben hatte, und die vier anderen waren gestern so gut wie ganz ohne Mittagessen geblieben. Sie fühlte, daß ein Verlassen des Hauses völlig unmöglich war; aber sie gab sich einer Selbsttäuschung hin, indem sie dennoch die Sachen aussortierte und so tat, als führe sie weg.

Als ihr Mann ins Zimmer trat, griff sie mit der Hand in die Schublade der Chiffonniere und gab sich den Anschein, dort etwas zu suchen. Zu ihm blickte sie sich erst um, als er dicht an sie herangetreten war, wobei jedoch ihr Gesicht, dem sie einen strengen und energischen Ausdruck geben wollte, nur Fassungslosigkeit und Kummer ausdrückte.

»Dolly!« sagte Stepan Arkadjitsch mit leiser, sanfter Stimme. Er zog den Kopf ein und bemühte sich, zerknirscht und demütig auszusehen, strahlte indessen dennoch Frische und Gesundheit aus.